

# Die Denkschrift des Fürsten Lichnowsky.

Die Aufzeichnungen des früheren deutschen Botschafters in London, Fürsten Lichnowsky, von denen in dem Hauptblatt unserer heutigen Ausgabe ausführlich die Rede ist, tragen die Ueberschrift: „Die Schuld der deutschen Regierung am Kriege. Meine Londoner Mission 1912-14“. Wir beginnen heute mit der auszugsweisen Wiedergabe dieser Denkschrift.

Sie beginnt mit einigen einleitenden Worten über Lichnowskys Berufung zum Botschafter für London. Darin werden die Fähigkeiten seines Vorgängers Baron Marschall herabgesetzt. Er wird mit den Worten „mehr Beamter und Jurist als Diplomat und Staatsmann“ abgetan. Die Verärgerung Lichnowskys über seine achtjährige unfreiwillige Untätigkeit blüht aus jeder Zeile hervor. Lichnowsky behauptet, nicht zu wissen, wem er seine Berufung verdanke, keinesfalls dem Kaiser. Er glaubt selbst, daß er nur deshalb gewählt wurde, weil kein anderer Kandidat zur Verfügung stand. Mit Bethmann Hollweg habe er freundschaftlich gehandelt, Herr von Biderlen begagnete ihn sofort mit unerkennbaren Uebelwollen und suchte ihn durch Unhöflichkeit einzuschüchtern.

Fürst Lichnowsky kritisiert nun zunächst die deutsche Marokkopolitik und kennzeichnet sie mit dem Wort eines seiner österreichischen Kollegen, den lange in Paris war: „Wenn die Franzosen anfangen, die Rebände zu vergessen, dann habt ihr sie regelmäßig durch kräftige Tritte daran erinnert.“ Uebrigens bestärkt Lichnowsky die schon mehrfach behauptete Tatsache, daß Delcassé zunächst versucht habe, sich mit Deutschland über Marokko zu verständigen.

In diesem Abschnitt sagt Lichnowsky noch u. a.: „Unsere Haltung förderte die russisch-japanische und später die russisch-britische Annäherung. Gegenüber der deutschen Gefahr traten alle Gegensätze in den Hintergrund. Die Möglichkeit eines neuen deutsch-französischen Krieges war augensichtlich geworden, und ein solcher konnte, anders wie Anno 70, weder Rußland noch England unberührt lassen. Die Wehrlosigkeit des Dreibundes hatte sich bereits in Algerien gezeigt.“

Der nächste Abschnitt behandelt Sir Edward Greys Programm. Er enthält einleitend folgenden Satz: „Die Mission Salbanes war... gescheitert, da wir die Zusage der Neutralität verlangten, anstatt uns mit einem Vertrage zu begnügen, der uns vor britischen Angriffen und vor Angriffen mit britischer Unterstützung sichern sollte.“

Ueber Greys Programm sagt Lichnowsky: „Der britische Staatsmann wollte, nachdem sowohl mit Frankreich wie mit Rußland die alten Streitfragen geregelt waren, auch mit uns zu ähnlichen Abmachungen gelangen. Nicht uns zu vereinsamen, sondern uns möglichst zu Teilnehmern an der bestehenden Genossenschaft zu machen, war seine Absicht. Wie es gelang, britisch-französische und britisch-russische Gegensätze zu überbrücken, so wollte er auch die britisch-deutschen möglichst beseitigen und durch ein Netz von Verträgen, zu denen schließlich wohl auch eine Vereinbarung über die leidige Flottenfrage gehört hätte, den Weltfrieden sichern, nachdem unsere frühere Politik zu einer Genossenschaft, der Entente geführt hatte, die eine gegenseitige Versicherung gegen Kriegsgefahr darstellte.“

In den folgenden Abschnitten bemängelt Fürst Lichnowsky die deutsche Orient- und Dreibundpolitik. Er sagt u. a.: „Nachdem die Türkei in Europa nicht mehr zu retten war, gab es zwei Möglichkeiten gegenüber der Regelung ihrer Hinterlassenschaft: entweder wir erklärten unser völliges Desinteressement an der Gestaltung der Grenzen auf dem Balkan und überließen die Regelung den Balkanvölkern, oder aber wir unterstützten unsere „Bundesgenossen“, trieben Dreibundpolitik im Orient und traten dadurch aus der Rolle des Vermittlers heraus. Ich befehlwortete vom Anfang an die erstere Lösung. Das Auswärtige Amt aber vertrat um so entschiedener die letztere.“

Lichnowsky bemängelt nun zunächst, daß Deutschland während der Balkankrise 1912-13 in der albanischen Frage den österreichisch-italienischen Standpunkt eines selbständigen Albaniens unterstützte und nicht Albanien zwischen Serbien und Griechenland aufgeteilt habe. Für die Beteiligung Griechenlands sei auch Kaiser Wilhelm aus dynastischen Gründen eingetreten. Als ich dem Monarchen brieflich in dieser Richtung bestärkte, erhielt ich vom Reichskanzler erregte Vorwürfe, ich gelte als „Gegner Oesterreichs“, und er müßte sich solche Eingriffe und die direkte Korrespondenz verbitten.“

Weiter definiert Lichnowsky seine eigenen Ansichten über deutsche Balkanpolitik: „Wir mußten uns von der verhängnisvollen Ueberlieferung endlich lossagen, Dreibundpolitik auch im Orient zu treiben, und den Irrtum zu erkennen, der darin lag, uns im Süden mit den Türken und im Norden mit den Austro-Magyarern zu identifizieren.“ Statt dessen habe sich Deutschland den Balkanvölkern gegenüber auf die Seite der türkischen und magnarischen Unterdrücker gestellt. „Der verhängnisvolle Irrtum unserer Dreibund- und Orientpolitik die Rußland, unseren naturgemäßen besten Freund und Nachbar, in die Arme Frankreichs und Englands gedrängt und von der asiatischen Ausbreitungspolitik abgedrängt hatte, war um so augenfälliger, als ein russisch-französischer Ueberfall, die einzige Hypothese, die eine Dreibundpolitik rechtfertigte, aus unserer Berechnung ausscheiden konnte.“

Fürst Lichnowsky versucht dann nachzuweisen, daß das Bündnis Deutschlands sowohl mit Italien, wie insbesondere auch mit Oesterreich wertlos gewesen sei. Was Oesterreich betrifft, schon deshalb, weil dieses ohnehin von Deutschland abhängig sei. Eine Rückkehr Oesterreichs zur großdeutschen Politik sei nicht zu wünschen gewesen. „Unsere Interessen aber würden durch einen staatsrechtlichen Anschluß Oesterreichs, das auch ohne Galizien und Dalmatien nur etwa zur Hälfte von Germanen bewohnt ist, also etwa ein großes Belgien darstellt, ebenso leiden, wie andererseits durch Unterordnung unserer Politik unter Wiener und Oester Oestreichspunkte... Wir brauchten daher keine Rücksichten auf die Wünsche unserer „Bundesgenossen“ zu nehmen, sie waren nicht nur unmöglich, sondern auch gefährlich, weil sie zum Zusammenstoß mit Rußland führten, wenn wir orientalische Fragen durch österreichische Brillen betrachteten... Königin Carol hat zu einem unserer Vertreter gesagt, er habe das Bündnis mit uns unter der Voraussetzung geschlossen, daß wir die Führung behielten, ginge diese aber an Oesterreich über, so ändere das die Grundlage des Verhältnisses, und er werde unter solchen Umständen nicht weiter mitmachen können.“

Lichnowsky erzählt dann einiges von der Londoner Botschafterkonferenz 1912/13. Ueber Greys Haltung sagt er: „Er wollte als „schlichter Walker“ lediglich zwischen den beiden Gruppen vermitteln und Schwierigkeiten beilegen. Er hätte sich daher keineswegs auf Seite der Ententegenossen und hat

während der Dauer der etwa achtmonatigen Verhandlungen durch guten Willen und seinen maßgebenden Einfluß nicht unwesentlich zur Einigung beigetragen. Statt daß wir eine der englischen analoge Haltung einnahmen, vertraten wir ohne Ausnahme den Standpunkt, der uns von Wien aus vorgeschrieben wurde. Graf Mensdorff führte den Dreibund in London, ich war sein „Sekundant“... Bei allen Anlässen... stellten wir uns auf den Standpunkt Oesterreichs und Italiens, während Sir Edward Grey fast niemals den französischen oder den russischen unterhielt. Er trat vielmehr meist für unsere Gruppe ein, um keinen Vorwand zu schaffen, wie ihn später ein toter Erzherzog liefern sollte. So gelang es mit seiner Hilfe, den König Nikita aus Slutari wieder herauszuladen. Schon über diese Frage wäre es sonst zum Weltkrieg gekommen, da wir sicher nicht gewagt hätten, unseren Bundesgenossen zur Nachgiebigkeit zu veranlassen... Rußland hatte überall vor uns zurückweichen müssen, da es niemals in der Lage war, den serbischen Wünschen Erfolg zu verschaffen... Der Verlauf der Konferenz war daher eine neue Demütigung für das russische Selbstbewußtsein. Wie 1878 und 1908, hatten wir uns dem russischen Programm entgegengestellt, ohne daß deutsche Interessen im Spiele waren.“ Der damalige russische Botschafter in London, Graf Bendenorff, den Fürst Lichnowsky sehr lobt, habe einmal auf die Frage Lichnowskys, ob die russische Stimmung sehr anti-deutsch sei, geantwortet: „Es gibt auch sehr starke und einflußreiche pro-deutsche Kreise, man ist aber allgemein anti-österreichisch!“

Der Abschnitt der Denkschrift über den zweiten Balkankrieg sei hier wörtlich wiedergegeben: „Die Niederlagen Bulgariens im zweiten Balkankriege, der Sieg Serbiens sowie der rumänische Einmarsch bedeuteten natürlich für Oesterreich eine Blamage. Der Gedanke, diese durch einen Waffengang gegen Serbien auszugleichen, scheint bald in Wien Eingang gefunden zu haben. Die italienischen Enthüllungen beweisen es, und es ist anzunehmen, daß Marquis San Giuliano, der den Plan als ein „äußerst gefährliches Abenteuer“ sehr treffend kennzeichnete, uns davor bewahrt hat, schon im Sommer 1913 in einen Weltkrieg verwickelt zu werden. Bei der Vertraulichkeit der russisch-italienischen Beziehungen wird die Wiener Anregung auch wohl in Petersburg bekannt geworden sein. Jedenfalls hat Herr Sazonow in Konstantza, wie Herr Sale Jonescu mir erzählt, offen gesagt, daß ein Angriff Oesterreichs auf Serbien für Rußland den Kriegsfall bedeute.“

Als einer meiner Herren im Frühjahr 1914 vom Urlaub aus Wien zurückkehrte, erzählte er, Herr von Schirchky erklärte, es gäbe bald Krieg. Da ich aber über wichtige Vorgänge stets in Unkenntnis gelassen wurde, hielt ich diesen Pessimismus für unbegründet. Seit dem Bukaroster Frieden scheint tatsächlich in Wien die Absicht bestanden zu haben, eine Revision dieses Vertrages auf eigene Faust durchzuführen, und man wartete anscheinend nur auf einen günstigen Anlaß. Auf unsere Unterstützung konnten die Wiener Staatsmänner selbstverständlich rechnen. Das wußten sie, denn es war ihnen schon wiederholt „Schlappheit“ vorgeworfen worden. Man drängte in Berlin sogar auf eine „Rehabilitierung“ Oesterreichs.“

Dieser Auszug wird fortgesetzt.

Der sogenannte Brief des Direktors Mühlön, der im Hauptauszug ebenfalls erwähnt wurde, bezieht sich auf angebliche Äußerungen Dr. Helfferichs, von denen er dem Chef der Firma Krupp, Herrn Krupp von Bohlen und Halbach, Mitteilungen gemacht habe. Dieser habe ihm bestätigt: „Die Lage sei in der Tat ernst, der Kaiser habe ihm erklärt, er werde sofort den Krieg erklären, wenn Rußland mobil mache. Diesmal würde man sehen, daß er nicht umfalle. Die wiederholte kaiserliche Betonung, in diesem Fall werde ihm kein Mensch wieder Unschlüssigkeit vorwerfen können, habe auf ihn zuerst sogar Lomisch gewirkt.“

Better wird in dem „Brief“ gesagt: „Genau an dem von Helfferich bezeichneten Tage erschien dann auch das Ultimatum Wiens an Serbien. Ich war in dieser Zeit wieder in Berlin und äußerte mich gegenüber Helfferich, daß ich Ton und Inhalt des Ultimatum geradezu ungeheuerlich fände. Dr. Helfferich aber meinte, das Klinge nur in deutscher Uebersetzung so. Er habe das Ultimatum in französischer Sprache zu sehen bekommen, und da könne man es keineswegs als übertrieben empfinden. Bei dieser Gelegenheit sagte mir Helfferich auch, daß der Kaiser nur zum Schein auf die Nordlandsreise gegangen sei, ihr keineswegs die übliche Ausdehnung gegeben habe, sondern sich in jederzeit erreichbarer Nähe und in ständiger Verbindung halte. Man müsse man sehen, was komme. Hoffentlich handelten die Oesterreicher, die auf eine Annahme des Ultimatum natürlich nicht rechneten, rasch, bevor die anderen Mächte Zeit fänden, sich hineingumischen. Die Deutsche Bank habe ihre Vorklehrungen schon getroffen, daß sie auf alle Eventualitäten gerüstet sei. So habe sie das einlaufende Gold nicht mehr in den Verkehr zurückgegeben. Das lasse sich ganz unauffällig einrichten, und mache Tag für Tag schon bedeutende Beträge aus.“